

F. Paul Wilson

ERWECKUNG

Fantastischer Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Michael Plogmann

FESTA

1. Auflage Juni 2009

Originaltitel: *Reborn*

© 1990 by F. Paul Wilson

Veröffentlicht mit Erlaubnis von F. Paul Wilson

© dieser Ausgabe 2009 by Festa Verlag, Leipzig

Titelbild: Duncan Walker

Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Druck und Bindung: CPI Moravia

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-082-1

*Für William Sloane,
einer der ersten, der Wissenschaft
mit dem Übernatürlichen verquicke*

Prolog

Sonntag, 11. Februar 1968

1.

Er nannte sich zu dieser Zeit Mr Veilleur – Gaston Veilleur – und in dieser Nacht konnte er nicht schlafen. Ein nicht näher zu bestimmendes Unbehagen raubte ihm die Ruhe, ein vage an ihm nagendes Gefühl störte seine Gedanken und beschwor alte Erinnerungen und Albträume aus der Vergangenheit wieder herauf. Aber er dachte nicht daran, auf seine Nachtruhe zu verzichten. Er kontrollierte seinen Atem und fand seine flüchtige Beute bald in Sichtweite. Aber gerade als er beinahe weggeschlummert wäre, zerrte ihn etwas in den Wachzustand zurück.

Licht. Irgendwie schien es vom Korridor herein. Er hob den Kopf, um zu sehen, was da die Dunkelheit durchbrach. Das Leuchten kam aus dem Wäscheschrank. Blauweiße Strahlen drangen zwischen den Ritzen der geschlossenen Tür hervor.

Vorsichtig, damit seine Frau nicht geweckt wurde, schlüpfte Mr Veilleur aus dem Bett und tappte in den Flur hinaus. Seine Gelenke knackten aus Protest gegen die unerwartete Bewegung. Alte Verletzungen, alte Wunden, deren Nachlass ihm weiterhin anhaftete; kleine Echos der Vergangenheit, die sich so zu Wort meldeten. Er wusste, dass er allmählich Arthritis bekam. Das war nicht verwunderlich. Sein Körper wirkte wie der eines Sechzigjährigen und hatte beschlossen, sich auch so zu verhalten.

Er zögerte einen Augenblick mit der Hand auf dem Türknauf, dann riss er die Tür auf. Die ganze Luft im Schrank schien zu leuchten. Sie wirbelte herum und flackerte wie brennende Flüssigkeit. Aber sie war kalt. Er spürte die Kälte, als die Luft über ihn hinwegstrich.

Woher kam das Licht – was war die Ursache dafür? Es schien am stärksten in der hinteren Ecke des untersten Regalfachs, schien unter dem Stoff hervor zu leuchten. Er griff hinein und zog die Decken zur Seite.

Mr Veilleur unterdrückte einen Schmerzensschrei und riss einen Unterarm schützend hoch, als der grelle Lichtstrahl sich in seine Augen bohrte.

Dann begann das Licht schwächer zu werden.

Als seine Augen wieder sehen konnten, als er wieder einen Blick wagte, fand er den Ursprung des Leuchtens. Versteckt unter den Handtüchern und Bettlaken und Decken lag etwas, das aussah wie ein großes eisernes Kreuz. Er lächelte. Sie hatte es behalten. All die Jahre hindurch hatte sie es aufbewahrt.

Das Kreuz pulsierte noch mit einem kalten blauen Glühen, als er es anhub. Er ergriff den unteren Teil des Querbalkens mit beiden Händen und schwang es aus alter Gewohnheit. Es war kein Kreuz – es war das Heft eines Schwertes. Einst hatte es aus Gold und Silber bestanden. Nachdem es seinen Zweck erfüllt hatte, hatte es sich verwandelt. Jetzt bestand es aus Eisen. Von innen leuchtendem Eisen.

Warum? Was hatte das zu bedeuten?

Plötzlich verschwand das Strahlen völlig und er starrte nur noch auf die matte graue Oberfläche des Metalls. Und dann begann das Eisen sich zu verwandeln. Er spürte, wie die Oberfläche rau wurde, sah, wie sich dünne Risse ausbreiteten, und dann begann es zu zerfallen. Nach ein paar Sekunden war nur noch ein grobkörniges Pulver übrig, das ihm wie Sandkörner durch die Finger rann.

Etwas ist geschehen! Etwas Furchtbares ist passiert! Aber was?

Irritiert stand Mr Veilleur mit leeren Händen im Dunkeln und bemerkte plötzlich, wie still es in der Welt geworden war. Vollkommen lautlos bis auf das Geräusch eines Flugzeugs, das weit über ihm dahinzog.

2.

Roderick Hanley streckte sich auf seinem Platz in dem vergeblichen Versuch, die verkrampften Muskeln und das schmerzende Kreuz zu entlasten. Es war ein langer Flug von Los Angeles und

selbst die zusätzliche Beinfreiheit der ersten Klasse war für seine massive Gestalt nicht ausgelegt.

»Wir werden in Kürze landen, Dr. Hanley«, erklärte die Stewardess und beugte sich zu ihm herüber. »Kann ich noch etwas für Sie tun, bevor wir die Bar schließen?«

Hanley zwinkerte ihr zu. »Das könnten Sie schon, aber das hat dann nichts mit der Bar zu tun.«

Ihr Lachen schien echt. »Nein, im Ernst jetzt ...«

»Wie wäre es mit einem weiteren Gimlet?«

»Mal sehen.« Sie legte die Spitze ihres Zeigefingers ans Kinn. »Wodka und Limettensaft im Verhältnis vier zu eins und ein Spritzer Cointreau, richtig?«

»Perfekt.«

Sie legte ihm kurz die Hand auf die Schulter. »Ich bin gleich wieder da.«

Auch wenn ich stramm auf die Siebzig zugehe, habe ich immer noch einen Schlag bei Frauen.

Er strich sein silbriges Haar zurück und straffte die Schultern in seinem maßgeschneiderten britischen Tweedjackett. Er fragte sich oft, ob das am Geruch des Geldes lag oder an der breit-schultrigen, wettergegerbten, männlichen Figur, die sein Alter Lügen strafte. Er war auf beides stolz. Er hatte den Reiz des Geldes noch nie unterschätzt und sich falsche Bescheidenheit in Bezug auf seine Person schon lange abgewöhnt.

Und die Tatsache, dass man ihm den Nobelpreis verliehen hatte, hatte auch nicht unbedingt geschadet.

Er bekam den Drink serviert und nahm einen großen Schluck in der Hoffnung, der Alkohol würde seine Nerven beruhigen. Der Flug war ihm endlos erschienen. Aber jetzt waren sie im Anflug auf Idlewild. Nein, mittlerweile hieß der Flughafen ja Kennedy Airport. Es fiel ihm schwer, sich an den neuen Namen zu gewöhnen. Aber egal wie er jetzt hieß, in Kürze würde er wieder festen Boden unter den Füßen haben

Das konnte gar nicht schnell genug gehen.

Linienflüge waren die Pest. Es war, als sei man auf einer Cocktailparty im eigenen Haus gefangen. Wenn einem die Gesellschaft nicht passte, konnte man nicht einfach aufstehen und

gehen. Er zog die Bequemlichkeit und Privatsphäre seines Learjets vor, wo alles nach seinem Willen ging. Aber gestern Morgen hatte er erfahren, dass das Flugzeug für drei, vielleicht sogar fünf Tage ausfiel, weil ein Ersatzteil erst bestellt werden musste. Weitere fünf Tage in Kalifornien unter den Los Angelinos, die alle allmählich aussahen wie Hippies oder Hindus oder beides zusammen, ertrug er einfach nicht. Also hatte er in den sauren Apfel gebissen und sich ein Ticket für dieses Ungetüm aus dem Hause Boeing beschafft.

Einmal – nur dieses eine Mal – reisten er und Ed zusammen.

Er sah zu seinem Reisegefährten hinüber, der friedlich neben ihm döste. Dr. med. Edward Derr war diese Art zu reisen gewohnt. Er war zwei Jahre jünger als Hanley, wirkte aber erheblich älter. Hanley stieß ihn an, dann noch einmal. Derr blinzelte, als er wach wurde.

»Was ist los?«, fragte er und richtete sich in seinem Sitz auf.

»Wir landen gleich. Willst du noch etwas, bevor wir runtergehen?«

Derr rieb sich das faltige Gesicht. »Nein.« Er schloss die Augen wieder. »Weck mich einfach, wenn es vorbei ist.«

»Wie kannst du in diesen furchtbaren Sitzen nur schlafen?«

»Übungssache.«

Dreißig Jahre lang waren sie immer nur zusammen auf Konferenzen zur biologischen oder genetischen Forschung aufgetreten und nicht einmal waren sie dabei gemeinsam in einem Flugzeug geflogen. Bis heute.

Sie konnten das Risiko nicht eingehen, dass sie beide gleichzeitig bei einem Unfall ums Leben kamen.

Bestimmte Akten und Unterlagen in seinem Haus in Monroe waren noch nicht bereit, ans Licht der Öffentlichkeit zu gelangen. Er konnte sich auch in absehbarer Zukunft keinen Zeitpunkt vorstellen, an dem die Welt für diese Informationen bereit wäre. Manchmal überlegte er, ob er die Papiere nicht einfach verbrennen und damit einen Schlussstrich unter die ganze Sache ziehen sollte. Aber etwas hielt ihn davon ab. Wahrscheinlich sentimentale Gründe. Oder seine Eitelkeit. Vielleicht auch beides. Er konnte sich jedenfalls nicht von den Unterlagen trennen.

Aber es war auch wirklich eine Schande. Er hatte mit Derr biologische Forschungsgeschichte geschrieben und konnte niemandem davon erzählen. Das war Teil des Paktes, den sie in der ersten Woche des Jahres 1942 geschlossen hatten. Das, und das Versprechen, dass, wenn einer von ihnen sterben sollte, der andere sofort alle heiklen Unterlagen vernichten würde.

Nachdem er jetzt mehr als ein Vierteljahrhundert mit diesem Abkommen gelebt hatte, sollte er sich eigentlich daran gewöhnt haben. Aber nein. Seit dem Start des Fluges war er äußerst nervös gewesen. Aber jetzt waren sie am Ziel. Sie waren im Landeanflug. Sie hatten es geschafft.

Plötzlich ging ein heftiger Ruck durch die Maschine, das Kreischen von gequältem Metall erklang, und dann legte sich die 707 in einem vollkommen unnatürlichen Winkel auf die Seite. Jemand hinter ihnen in der Touristenklasse schrie etwas davon, dass eine Tragfläche abgerissen sei, und dann ging die Maschine in einen steilen Sinkflug und drehte sich dabei unkontrolliert um die eigene Achse.

Der Gedanke an seinen eigenen Tod war nicht mehr als ein kurzer Geistesblitz. Das Wissen, dass niemand mehr da wäre, um die Unterlagen zu vernichten, überschattete alles andere.

»Der Junge!«, stieß er hervor und krallte sich an Derrs Arm. »Sie werden das mit dem Jungen herausfinden! Er wird das über sich erfahren!«

Und dann zerbarst die Maschine um sie herum.

Dienstag, 20. Februar 1968
Monroe, Long Island

1.

Eine Gestalt nahm in der Dunkelheit Form an, Schatten verschmolzen, vereinten sich zu einem unheiligen Gebilde. Es bewegte sich. Völlig lautlos wurde die Nacht zu Fleisch und glitt auf sie zu.

Jim Stevens lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und starrte das Blatt in der Schreibmaschine an. Das war nicht so, wie er es wollte. Er wusste, was er ausdrücken wollte, aber die Worte gaben es nicht wieder. So, als würde er neue Worte brauchen, eine neue Sprache, um sich auszudrücken.

Am liebsten hätte er jetzt eine große Szene gemacht. So etwas wie: Das Papier aus der Maschine reißen, es zusammenknüllen und in den Papierkorb werfen. Aber Jim hatte in den vier Jahren, die er jetzt Tag für Tag schrieb, gelernt, dass man nichts wegwerfen sollte. Irgendwo in diesem Konglomerat unveröffentlichter Worte, die er zu Papier gebracht hatte, konnte sich eine Szene verbergen, ein Bild, eine Formulierung, die vielleicht noch für spätere Zwecke nützlich war.

Bedauerlicherweise herrschte kein Mangel an unveröffentlichtem Material. Es waren Hunderte von Manuskriptseiten. Zwei komplette Romane, die säuberlich in Pappschachteln im obersten Fach der Abstellkammer lagen. Er hatte sie überall angeboten, bei jedem New Yorker Verlag, der Belletristik veröffentlichte, aber niemand hatte Interesse gezeigt.

Es war aber auch nicht so, dass es gar keine Veröffentlichungen von ihm gab. Er blickte auf *Der Baum*, einen modernen Horrroman, der einsam in dem ansonsten verwaisten Fach im Bücherschrank stand, das für seine Werke bestimmt war. Doubleday hatte den Roman vor zwei Jahren gekauft und ihn im letzten Sommer mit dem Werbeaufwand veröffentlicht, der bei den meisten Erstlingswerken betrieben wird: Null. Die wenigen

Besprechungen, die das Buch bekommen hatte, waren so lustlos wie die Verkaufszahlen und es verschwand unbemerkt wieder aus den Buchhandlungen. Keiner der Taschenbuchverlage hatte es nachdrucken wollen.

Das Manuskript eines vierten Romans lag links oben auf der Ecke seines Schreibtisches und die Absage von Doubleday lag darauf. Er hatte gehofft, der überraschende Erfolg von *Rosemaries Baby* würde ihm in diesem Fall zugute kommen, aber Fehlanzeige.

Jim langte hinüber und nahm den Brief in die Hand. Er war von Tim Bradford, seinem Lektor bei *Der Baum*. Obwohl er ihn auswendig kannte, las er ihn erneut.

Lieber Jim,

es tut mir leid, aber ich kann ›Angelica‹ nicht herausbringen. Ich mag den Stil und ich mag die Charaktere, aber für dieses Sujet gibt es keinen Markt. Niemand hat Interesse an einer Geschichte über einen Succubus in der heutigen Zeit. Ich kann nur noch einmal das wiederholen, was ich dir bereits im letzten Jahr bei unserem Essen gesagt habe: Du hast Talent und du hast eine gute, vielleicht sogar eine großartige Karriere als Romancier vor dir, wenn du nur aufhörst, dieses Horrorzeug zu schreiben. Horrormane haben keine Zukunft. Wenn du fantastische Sachen schreiben willst, halte dich an Sci-Fi. Ich weiß, du willst jetzt einwenden, dass ›Rosemaries Baby‹ immer noch auf der Bestsellerliste steht, aber das spielt keine Rolle. Dieser Levin-Roman ist eine vollkommene Ausnahme. Horror ist eine Sackgasse. Das Thema ist seit der Atombombe und den Sputniks und all den anderen realen Gegebenheiten, die schon gruselig genug sind, überholt.

Vielleicht hat er ja recht, dachte Jim, und schnippte den Brief auf den Schreibtisch zurück. Er schüttelte die Nachwehen der schrecklichen Enttäuschung ab, die er empfunden hatte, als er den Brief geöffnet hatte.

Aber was sollte er tun? Diese *fantastischen Sachen* waren alles,

was er schreiben wollte. Als Kind hatte er Science Fiction gelesen und es hatte ihm auch gefallen, aber schreiben wollte er so etwas nicht. Er wollte den Menschen Angst machen! Er erinnerte sich an die Ängste und den Grusel, den er bei der Lektüre von Autoren wie Bloch und Bradbury, Matheson und Lovecraft erlebt hatte, als er ihre Werke in den Fünfziger- und frühen Sechzigerjahren gelesen hatte. Er wollte, dass auch seinen Lesern vor Angst der Atem stockte, er wollte mit ihnen das machen, was seine eigenen Vorbilder mit ihm getan hatten.

Er war entschlossen, nicht aufzugeben. Es gab eine Leserschaft für seine Werke, da war er sich sicher. Er brauchte nur einen Herausgeber, der genug auf dem Kasten hatte, um sie zu finden. So lange musste er eben mit den Ablehnungen leben. Er wusste, das gehörte zum Leben eines Schriftstellers am Anfang seiner Laufbahn dazu. Nicht gewusst hatte er jedoch, wie sehr die Ablehnungen schmerzten.

Er klappte seine Nachschlagewerke über Satanismus und Hexenlehre zu und stand auf. Zeit für eine Pause. Vielleicht würden ihm eine Dusche und eine Rasur guttun. Unter der Dusche hatte er einige seiner besten Ideen.

Beim Aufstehen hörte er das Klappern des Briefschlitzes und machte einen Umweg zum Briefkasten. Als er durchs Wohnzimmer kam, stellte er den Plattenspieler an. »The Rolling Stones Now!« drehte sich auf dem Teller und »Down the Road Apiece« wummerte durch den Raum. Das Mobiliar stammte alles noch aus der Zeit, als Carols Familie hier gelebt hatte – spartanische Sofas, Stühle mit schmalen Füßen, Nierentische, viel Plastik – Fünfzigerjahre-Moderne. Er schwor sich, wenn sie mal etwas Geld hätten, würde er Möbel kaufen, die für menschliche Wesen gemacht worden waren. Oder vielleicht doch eher eine Stereoanlage. Aber alle seine Platten waren mono. Also stand vielleicht doch eher das Mobiliar auf der Wunschliste.

Er raffte die Post vom Boden auf. Nichts Besonderes bis auf seinen Honorarscheck vom *Monroe Express* – der diesmal sogar beachtlich war, weil die Zeitung jetzt endlich seine Artikel-Serie zur ›Gott ist tot‹-Kontroverse bezahlt hatte.

Klasse. Damit konnte er Carol heute Abend zum Essen einladen.

Aber jetzt doch endlich ins Bad. »Hallo Wolfsmensch«, sagte er zu dem Gesicht im Spiegel.

Mit dem dunkelbraunen Haar, das ihm über die buschigen Augenbrauen reichte, den breiten Koteletten, die fast bis zum Kiefer hinunterreichten, und Büscheln stoppeligen Haares, die sich unter dem Kragen seines Unterhemdes hervordrängten, und so als Rahmen für dunkle Stoppeln dienten, für die ein Durchschnittsmann drei Tage brauchen würde, schien sein alter Spitzname vom Footballteam der Monroe High so passend wie eh und je. Natürlich waren die Haare auf seinen Handinnenflächen der absolute Hammer gewesen. Stevens der Wolfsmensch – der Rammbock des Teams, der Spiel um Spiel gnadenlos durch die Verteidigungslinien des Gegners pflügte. Bis auf ein paar unglückliche Unfälle (die andere erlitten hatten) waren seine Jahre als Footballspieler erfolgreich gewesen. Hervorragende Jahre.

Er trug jetzt die Haare lang, wie es gerade Mode war. Damit wurden die Spitzen seiner Ohren verdeckt, die immer etwas weiter abgestanden hatten, als es ihm lieb war.

Als er die borstigen Stoppeln in seinem Gesicht einseifte, überlegte er, dass es sehr praktisch wäre, wenn jemand eine Creme oder so etwas entwickeln würde, die den Bartwuchs für eine Woche oder noch länger unterdrückte. Für so ein Produkt würde er fast jeden Preis zahlen. Es war schon eine Qual, dass er sich jeden Tag diesem Ritual unterziehen musste, manchmal sogar zweimal am Tag.

Er kratzte mit dem Gilletterasierer in verschiedenen Richtungen über sein Gesicht und seinen Hals, bis die Haut einigermaßen glatt war, dann schabte er sich schnell die Handflächen ab. Als er das heiße Wasser in der Dusche aufdrehen wollte, hörte er eine vertraute Stimme aus dem Wohnzimmer.

»Jimmy? Bist du da, Jimmy?«

Ein schwerer, nasaler Südstaaten-Akzent.

»Ja, Ma. Ich bin hier.«

»Ich bin nur gekommen, um etwas vorbeizubringen.«

Jim fand sie in der Küche, wo sie gerade einen frischen Apfelkuchen auf der Spüle abstellte.

»Was ist das für eine grauenhafte Musik? Davon tun einem ja die Ohren weh.«

»Das sind die Stones, Ma.«

»Du wirst in vier Jahren dreißig. Bist du für so einen Krach nicht ein bisschen zu alt?«

»Nee. Brian Jones ist in meinem Alter. Und Watts und Wyman sind noch älter.«

»Wer ist denn das?«

»Ach, vergiss es.«

Er ging ins Wohnzimmer und stellte den Plattenspieler ab. Als er wieder in die Küche kam, hatte sie ihren schweren Wollmantel ausgezogen und ihn über die Lehne der Sitzecke gehängt.

Emma Stevens war eine kleine, adrette Frau Ende Vierzig mit sehr weiblicher Figur. Trotz des leichten grauen Schimmers in ihrem braunen Haar starrten ihr auch junge Männer noch hinterher. Sie trug ein wenig mehr Make-up und hatte ein Faible für engere Kleider als Jim sie an einer Frau sehen wollte, die er Ma nannte – so wie heute den roten Pullover über der grauen Baumwollhose –, aber er wusste auch, dass sie eigentlich ein Hausmütterchen war, das sich am wohlsten fühlte, wenn es backen und das Haus putzen konnte. Sie war ein Energiebündel, das ehrenamtlich an allen Wohltätigkeitsaktionen in der Stadt teilnahm, egal ob die Veranstaltung von der Kirchengemeinde oder der Band der Monroe Highschool organisiert wurde.

»Ich hatte noch ein paar Äpfel übrig, nachdem ich deinem Pa Apfelkuchen gebacken hatte, da habe ich für dich und Carol auch einen gebacken. Apfelkuchen war immer dein Lieblingskuchen.«

»Ist er auch immer noch, Ma.« Er beugte sich herunter, um sie auf die Wange zu küssen. »Danke.«

»Ich habe auch noch ein paar Vitamintabletten mitgebracht. Für Carol. Die sieht in letzter Zeit gar nicht gut aus. Wenn sie jeden Tag ein paar Vitamine bekommt, geht es ihr bestimmt bald besser.«

»Carol geht es gut, Ma.«

»So sieht sie aber nicht aus. Sie wirkt abgespannt. Ich weiß nicht, woran das liegen kann. Du etwa?«

»Ihr fehlt nichts, Ma!«

»Na gut!« Sie wischte sich imaginäre Krumen von den Händen und sah sich in der Küche um. Jim wusste, dass sie die Spüle, die Schränke und den Boden inspizierte, um zu sehen, ob Carol auch die Reinlichkeitsstandards aufrechterhielt, für die Jims Ma zuvor sein ganzes Leben lang gesorgt hatte. »Wie läuft es so?«

»Alles in Ordnung, Ma. Was ist mit dir und Pa?«

»Auch gut. Pa ist auf der Arbeit.«

»Genau wie Carol.«

»Hast du geschrieben, als ich gekommen bin?«

»So ungefähr.«

Nicht ganz die Wahrheit, aber das spielt auch keine Rolle. Ma betrachtete freischaffende Schriftstellerei sowieso nicht als richtige Arbeit. Wenn Jim in Teilzeit als Redakteur der Nachtschicht beim Monroe Express arbeitete, dann war das richtige Arbeit, weil er dafür Geld bekam. Er konnte stundenlang da herum-sitzen und Däumchen drehen, während er darauf wartete, dass irgendetwas Berichtenswertes in der Gesamtgemeinde Monroe, Long Island, passierte, aber in Mas Augen war das richtige Arbeit. Vor einer Schreibmaschine zu sitzen und sich Sätze aus dem Hirn zu quälen, die sich mit Zähnen und Klauen dagegen wehrten, zu Papier gebracht zu werden, war etwas ganz anderes.

Jim wartete geduldig. Schließlich sprach sie es aus: »Gibt es was Neues?«

»Nein, Ma. Es gibt nichts ›Neues‹. Warum fängst du nur immer wieder damit an?«

»Weil es für mich als Mutter eine elterliche Obliegenheit ...«

»Obliegenheit, Ma«, korrigierte er. »Obliegenheit.«

»Das sagte ich doch – elterliche Obliegenheit, immer wieder zu fragen, ob und wann ich Großmutter werde.«

»Glaub es mir, Ma. Wenn wir es wissen, dann erfährst du es sofort, das verspreche ich dir.«

»Na gut.« Sie lächelte. »Aber denk dran, wenn Carol irgendwann mal vorbeikommt und sagt ›Ach übrigens, ich bin im dritten Monat‹, dann werde ich dir das nie verzeihen.«

»Selbstverständlich würdest du das.« Er gab ihr einen Kuss auf die Stirn. »Wenn du nichts dagegen hast, dann muss ich jetzt ...«

Es klingelte an der Tür.

»Erwartest du Gesellschaft?«

»Nein. Ich habe ja nicht einmal mit dir gerechnet.«

Jim ging zur Tür. Davor stand der Briefträger und hatte einen Brief in der Hand.

»Ein Einschreiben, Jim. Das hätte ich beinahe vergessen.«

Jims Herz raste, als er den Rückschein unterschrieb.

»Danke, Carl.«

Vielleicht hatten sie es sich bei Doubleday doch anders überlegt.

»Ein Einschreiben?«, fragte Ma, als Jim die Tür schloss. »Wer schickt dir denn ein Einschreiben?«

Seine freudige Erwartung schwand, als er den Absender las.

»Das ist von einer Rechtsanwaltskanzlei! Aus New York.«

Er riss das Kuvert auf und las die kurze Mitteilung. Und dann noch einmal. Es ergab auch beim zweiten Mal noch keinen Sinn.

»Nun?« Ma juckte es offenbar in den Fingern, auch einen Blick auf den Brief zu werfen. Ihre Neugier zog das Wort quälend in die Länge.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Jim und reichte ihr den Brief.

»Da steht, dass ich bei der Testamentseröffnung von Dr. Roderick Hanley anwesend sein soll. Ich werde als einer der Erben aufgeführt.«

Das war verrückt. Dr. Roderick Hanley war einer der reichsten Männer in Monroe. Oder war es gewesen, bis er am letzten Sonntag bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen war. Er war so etwas wie eine lokale Berühmtheit. Er war kurz nach dem zweiten Weltkrieg in die Gemeinde Monroe gezogen, die damals kaum mehr als ein kleines Dorf war, und hatte in einer der großen Villen direkt am Meer gelebt. Ein weltbekannter Genetiker, der durch analytische Messverfahren reich geworden war, die er entwickelt und patentiert hatte. Für seine Arbeiten auf dem Gebiet der Genetik hatte er den Nobelpreis bekommen.

Jim wusste alles über Hanley, weil er für den *Express* den Nachruf auf den Mann geschrieben hatte. Der Tod von Doktor Hanley war *die* Schlagzeile in Monroe gewesen. Wenn Jims Recherchen richtig waren, musste das Vermögen von Doktor Hanley bei etwa zehn Millionen Dollar liegen.

Aber Jim hatte den Mann nie getroffen. Warum sollte der ihn also in seinem Testament bedenken?

Es sei denn –

Mit einem Mal wurde ihm alles klar.

»Guter Gott, Ma, meinst du nicht ...?«

Ein Blick in ihr gequältes Gesicht zeigte ihm, dass sie zu dem gleichen Schluss gekommen war.

»Ach Ma, guck doch nicht so ...«

»Ich muss mich mit deinem Vater treffen – ich meine, mit Jonah«, korrigierte sie sich hastig, gab ihm den Brief zurück und wandte sich ab.

Sie nahm ihren Mantel und zog ihn an, während sie bereits zur Tür ging.

»Ach, Ma, du weißt, das spielt keine Rolle. Du weißt, es ändert gar nichts.«

Sie blieb an der Tür stehen. In ihren Augen glitzerte es. Sie schien aufgewühlt ... und verängstigt.

»Das hast du schon immer gesagt. Jetzt werden wir sehen, ob es stimmt, nicht wahr?«

»Ma ...« Er trat einen Schritt auf sie zu.

»Lass uns später reden, Jimmy.«

Dann war sie zur Tür hinaus und hastete durch den Garten zu ihrem Wagen. Jim stand da und sah ihr nach, bis seine schnellen Atemzüge das Glas beschlugen. Es gefiel ihm nicht, dass sie so aufgebracht war.

Als sie gefahren war, wandte er sich ab und las den Brief noch einmal.

Kein Zweifel. Er gehörte zu den Erben des Hanley-Vermögens. Ehrfurcht erfasste ihn. Dr. Roderick Hanley, das Genie. Seine Hand, die den Brief hielt, zitterte. Das Geld, das er vielleicht bekommen würde, bedeutete nichts im Vergleich zu dem, was der Brief nicht sagte – nicht sagen konnte.

Er rannte zum Telefon, um Carol anzurufen. Sie würde genauso aufgeregt sein, wie er es war. Nach all diesen Jahren, nach all seinen Nachforschungen – er musste es ihr sofort erzählen!

2.

»Wann kann ich wieder nach Hause?«

Carol Stevens sah auf den alten Mann hinunter, von dem die Frage kam. *Calvin Dodd, 72 Jahre, kaukasisch, männlich, vorübergehende Zerebralischämie.*

Er sah erheblich besser aus als noch vor einer Woche, als er aus der Notaufnahme auf die Station verlegt worden war. Da hatte er noch einen sieben Wochen alten Bart gehabt und trug einen zerlumpten, mit Essensresten verschmierten alten Morgenrock, der nach Urin stank. Jetzt lag er in einem sauberen Bett und trug ein gestärktes Krankenhaushemden. Er war glatt rasiert – das hatten die Schwestern gemacht – und roch nach Hautcreme.

Carol brachte es nicht übers Herz, ihm die Wahrheit zu sagen.

»Sie können das Krankenhaus verlassen, sobald wir das beantworten können, Mr Dodd, das verspreche ich Ihnen.«

Das beantwortete die Frage des Mannes zwar nicht, aber es war auch keine Lüge.

»Weswegen kann ich das jetzt noch nicht?«

»Wir versuchen noch, eine Pflegehilfe für Sie zu finden.«

In diesem Moment kam Bobby von der Essensausgabe herein und holte Mr Dodds Frühstückstablett ab. Er musterte Carol von oben bis unten und zwinkerte ihr zu.

»Du siehst gut aus«, meinte er mit einem Lächeln.

Er war gerade zwanzig geworden und versuchte verzweifelt, sich Koteletten wachsen zu lassen, und er war hinter jedem Rock her, sogar wenn es um eine »ältere Frau« ging, wie er sie einmal bezeichnet hatte.

Carol lächelte und deutete mit dem Daumen über die Schulter zur Tür: »Mach, dass du weg kommst, Bobby.«

»Mir gefällt die Frisur«, sagte er und war verschwunden.

Carol strich sich über ihr langes, sandfarbenes Haar. Sie hatte es einige Jahre lang schulterlang mit Außenwelle getragen, aber jetzt ließ sie es wachsen. Sie hatte die knabenhafte Figur und das ovale Gesicht, zu dem lange glatte Haare passten, fragte sich aber manchmal, ob es die Mühe wirklich wert war. Es erforderte

manchmal eine Menge Aufwand, damit es glatt blieb und nicht verfilzte.

Mr Dodd zerrte an dem Gurt, mit dem er auf dem Bett fixiert war. Er war mit einem Handgriff zu lösen, aber das hatte ihm niemand mitgeteilt.

»Wenn Sie mir wirklich helfen wollen, dann machen Sie das Ding hier ab.«

»Es tut mir leid, Mr Dodd. Der Arzt hat das so angeordnet. Er befürchtet, Sie könnten aus dem Bett klettern und wieder stürzen.«

»Ich bin nicht gestürzt. Wer erzählt so einen Mist?«

Seiner Krankenakte zufolge hatte Mr Dodd dreimal versucht, über das Seitengitter des Bettes zu steigen und herumzulaufen. Jedes Mal war er nach ein oder zwei Schritten gestürzt. Aber Carol widersprach ihm nicht. In der kurzen Zeit, die sie jetzt im Kreiskrankenhaus von Monroe arbeitete, hatte sie gelernt, sich nicht mit Patienten zu streiten, vor allem nicht mit betagten Patienten. Es war offensichtlich, dass Mr Dodd sich wirklich nicht daran erinnern konnte, dass er gestürzt war.

»Das ist egal. Ich habe nicht die Befugnis, die Fixierung zu entfernen.«

»Und wo sind meine Töchter?«, fragte er und hatte bereits das Thema gewechselt. »Dürfen die mich nicht besuchen?«

Es brach Carol das Herz. »Ich ... ich werde für Sie nachsehen, in Ordnung?«

Sie drehte sich um und wandte sich zur Tür.

»Man sollte doch meinen, dass wenigstens eines von meinen Mädchen mich öfter als ein- oder zweimal besucht hätte, so lange, wie ich jetzt schon hier bin.«

»Ich bin sicher, sie werden bald kommen. Ich sehe morgen wieder herein.«

Carol schloss die Tür hinter sich und ließ sich gegen die Wand des Korridors sinken. Sie hatte kein Zuckerschlecken erwartet, als sie die Stelle beim psychologischen Dienst des Krankenhauses angenommen hatte, aber nichts hatte sie auf die tagtäglichen Tragödien vorbereitet, mit denen sie es zu tun hatte.

Sie fragte sich, ob sie wirklich für so etwas gemacht war. In

den Kursen, die sie für ihren Sozialarbeiter-Abschluss absolvieren musste, wurde einem nie beigebracht, wie man die Distanz zu einem Klienten aufrecht erhielt. Entweder lernte sie jetzt, wie das geht, bis es zu einer automatischen Reaktion wurde, oder sie würde eines Tages in der Zwangsjacke enden.

Sie würde es lernen. Nach einem solchen Job musste man lange suchen. Die Bezahlung war anständig und sie war krankens-versichert. Sie und Jim brauchten nicht viel zum Leben – schließlich hatte sie das Haus ihrer Eltern geerbt, und das war komplett abbezahlt und ohne Hypotheken –, aber bis seine Schriftstellerei Geld einbrachte, musste sie für die Butter auf dem Brot sorgen. Manchmal jedoch ...

Eine vorbeikommende Krankenschwester warf ihr einen fragenden Blick zu. Carol setzte ein Lächeln auf und riss sich zusammen.

Ich bin nur müde, das ist alles. Sie hatte die letzten Nächte nicht gut geschlafen. Ihr Schlaf war unruhig und sie erinnerte sich vage an Träume. Albträume.

Ich schaffe das schon.

Sie steuerte auf das winzige Büro des sozialen Dienstes im Erdgeschoss zu.

Als Carol den Raum betrat, sah Kay Allen von dem Durcheinander aus Krankenakten auf ihrem Schreibtisch auf. Kay war die Leiterin der Abteilung, eine dralle Brünnette, die jedes Mal hektisch wurde, wenn es auf ihre Zigarettenpause zuing. Sie hatte schon fast zwanzig Jahre Dienst im städtischen Krankenhaus von Monroe auf dem Buckel.

»Was können wir wegen Mr Dodd unternehmen?«, fragte Carol.

»Der, den sie da im zweiten Stock abgeladen haben?«

Carol verzog angeekelt das Gesicht. »Muss das sein, Karen?«

»Aber darum geht es doch, oder? Seine Familie hat ihn auf dem Fußboden in seiner Wohnung gefunden, einen Krankenwagen gerufen, ihn bei uns abgeladen, und ist dann wieder nach Hause gefahren.«

»Ich weiß, aber das muss man doch auch freundlicher ausdrücken können. Er ist ein kranker, alter Mann.«

»Er ist aber nicht mehr so krank, wie er gewesen ist.«

Das stimmte. Doktor Betz hatte seinen Krankheitsverlauf soweit stabilisiert, wie das in seinem Zustand möglich war, und jetzt war er ein Problem für die Sozialarbeiter. Noch so ein Grenzfall: Nicht krank genug für das Krankenhaus, aber nicht gut genug beieinander, um allein zurecht zu kommen. Er konnte also nicht zurück in seine eigene Wohnung, aber seine Töchter wollten ihn nicht bei sich unterbringen. Das Krankenhaus konnte ihn nicht einfach so auf die Straße setzen, also mussten sie ihn dabehalten, bis sie einen Platz in einem Pflegeheim gefunden hatten.

»Nennen wir die Dinge ruhig beim Namen, Carol: Mr Dodd ist bei uns abgeladen worden.«

Carol konnte das nicht bestreiten, aber sie wollte es auch nicht zugeben. Wenigstens wollte sie es nicht laut aussprechen. Das käme ihr vor wie der erste Schritt auf dem Weg, so zu werden wie Kay. Hart und zynisch. Ihr war aber auch klar, dass Kays harte Schale genau das war – eine Schale, ein schützender Chitinpanzer, das unvermeidliche Ergebnis, wenn man Jahr für Jahr mit einer endlosen Zahl von Mr Dodds zu tun hatte.

»Ich werde mich nie daran gewöhnen, wie Töchter ihre Väter im Stich lassen können. Sie kommen ihn nicht einmal besuchen.«

Andererseits konnte sie aber auch verstehen, warum sie nicht kamen: Sie fühlten sich schuldig. Die Töchter lebten in kleinen Häusern, in denen für Papa kein Platz war. Man musste rund um die Uhr ein Auge auf ihn haben, falls er wieder zusammenbrach. Sie brachten es nicht übers Herz, ihm zu sagen, dass er nicht zu ihnen ziehen konnte, daher gingen sie ihm aus dem Weg. Carol begegnete diesem Verhalten immer wieder. Aber auch wenn sie es verstehen konnte, wurde es dadurch nicht leichter, es zu akzeptieren.

Also, wenn ich meine Eltern noch hätte, würde ich sie niemals vernachlässigen.

Musste man seine Familie verlieren, um zu wissen, was man an ihr hatte?

Vielleicht. Aber das war jetzt nicht von Belang. Es war jetzt Carols und Kays Aufgabe, für Mr Dodd einen Platz in einem Pflegeheim zu finden. Das Problem dabei war, dass er sich keinen leisten konnte, also mussten sie zuerst dafür sorgen, dass er

Sozialhilfe erhielt, und dann darauf warten, dass irgendwo eines der wenigen verfügbaren Betten frei wurde.

Der ganze Papierkram, das unablässige Anrennen gegen die Mühlen der Bürokratie, war der zeitintensivste Teil ihrer Arbeit. Das nationale Gesundheitssystem gab es erst seit drei Jahren, aber es war schon jetzt ein gewaltiges bürokratisches Monstrum. Und deswegen belegte Mr Dodd ein Krankenhausbett, das damit vielleicht gerade jemandem mit einer akuten Erkrankung nicht zur Verfügung stand, der es wirklich nötig hatte.

»Am liebsten würde ich ihn mit nach Hause nehmen. Er braucht doch nur jemanden, der nach ihm sieht.«

Kay lachte. »Carol, Liebes, du bist unbezahlbar!« Sie hielt ihr einen Stapel Papiere hin. »Da. Wenn du dich schon um die Leute kümmern willst, dann kannst du den auf seine Verlegung vorbereiten.«

Carol wurde es schwer ums Herz, als sie sah, dass es sich um ein Kind handelte. »Wohin geht es?«

»Ins Sloan-Kettering-Krebszentrum. Leukämie.«

»Oh.«

Auf dem Weg in die Kinderklinik versuchte Carol, sich für die Begegnung zu wappnen.

Zwanzig Minuten später saß sie auf der Kante von Danny Jacobis Bett und beobachtete ihn aus dem Augenwinkel, während sie mit seiner Mutter das weitere Vorgehen besprach. Ob er wohl weiß, dass er sterben wird?

Danny war ein ausgesprochen magerer siebenjähriger Junge mit strähnigem, flachsblondem Haar, der auf dem Fußboden hockte und mit Saugnäpfen versehene Pfeile auf einen ferngesteuerten Dinosaurier namens King Zor schoss. Seine beiden oberen Schneidezähne fehlten und die neuen Zähne waren noch nicht nachgewachsen, sodass er etwas lispelte. Dunkle Ringe hatten sich unter den tief in den Höhlen liegenden blauen Augen in seinem ausgezehrtten Gesicht gebildet; große, ähnlich dunkle Blutergüsse waren auf seinen Armen und den spindeldürren Beinen sichtbar.

Er war nicht misshandelt worden, das wusste sie. Es war der Krebs. Seine weißen Blutkörperchen vermehrten sich in seinem

Knochenmark wie verrückt und verdrängten dabei die roten Zellen zusammen mit den Blutplättchen, die nötig waren, um das Blut zur Gerinnung zu bringen. Der geringste Stoß, selbst das Hocken auf dem Fußboden jetzt, führte sofort zu Blutergüssen.

»Können Sie die Behandlung nicht hier weiterführen?«, fragte Mrs Jacobi. »Die Sloan-Kettering-Klinik ist mitten in der Stadt.«

»Dr. Martin meint, er hat dort bessere Heilungschancen.«

Mrs Jacobi blickte zu ihrem Sohn hinüber. »Wenn es für Danny das Beste ist.«

Carol zeigte ihr, wo sie die Transportpapiere und die Aufnahmeformulare für das Krebszentrum unterschreiben musste, dann saßen sie nebeneinander und sahen dem Jungen beim Spielen zu. Er beendete seine abenteuerliche Dinosaurierjagd und wandte sich einem Micky-Maus-Puzzle zu.

Carol überlegte, was wohl schlimmer war: Nie ein Kind zu haben, oder ein Kind zu haben und es an etwas so gemeines, hinterhältiges und unberechenbares wie Leukämie zu verlieren.

Sie überlegte nur kurz, denn eigentlich wusste sie genau, wie ihre Antwort lauten würde: Es war besser, ein Kind zu haben. Um so vieles besser.

Sie betete im Stillen, dass sie in der Lage war, ein Kind zu bekommen. Schon bald.

Sie und Jimmy wollten eine Familie. Sie konnte nur hoffen, dass sie imstande sein würde, ihren Teil dazu beizutragen.

Ihre Mutter hatte Probleme mit der Empfängnis gehabt und es hatte lange gedauert, bis sie endlich schwanger geworden war. Und obwohl sie es noch viele Jahre nach Carols Geburt weiterhin versucht hatte, hatte es nie wieder geklappt. Es war anscheinend extremes Glück gewesen, dass sie Carol überhaupt empfangen hatte.

Dr. Gallen hatte Carol erklärt, dass sie das von ihrer Mutter geerbt hatte. Ihre Regel war schon immer sehr unregelmäßig gekommen, und obwohl sie und Jim sich seit mehr als einem Jahr genau an die Vorgaben hielten – sie maß ihre Basaltemperatur und so weiter –, war bisher noch nichts passiert.

Vielleicht würde nie etwas passieren. Das war die Furcht, die wie ein Schatten über ihr hing.

Bitte, Gott, lass uns ein eigenes Kind haben. Nur eines. Wir wollen ja nicht gierig sein. Danach adoptieren wir Kinder, die ein Heim brauchen. Aber bitte, gib uns ein eigenes Kind.

Danny hatte bis auf ein Teil an Mickys linkem Ohr das Puzzle fertiggestellt. Er sah zu ihnen herüber.

»Da fehlt ein Teil«, sagte er und deutete auf das Loch.

Ich kenne das Gefühl, dachte Carol.

»Mrs Stevens?« Dannys Mutter unterbrach ihre trüben Gedanken. »Ich glaube die Schwester da drüben will etwas von Ihnen.«

Carol sah auf und bemerkte die diensthabende Schwester, die einen Telefonhörer in die Luft streckte und abwechselnd auf den Hörer und auf Carol deutete.

Sie ging hinüber, nahm den Hörer und hörte Jims Stimme. Er klang aufgeregt.

»Carol! Ich habe wundervolle Neuigkeiten! Wir sind reich!«

»Wovon redest du da?«

»Ich habe meinen richtigen Vater gefunden! Komm nach Hause und ich erzähle dir alles!«

Sein richtiger Vater?

»Ich – Ich kann nicht. Was hat das alles ...?«

»Vergiss deine Arbeit. Komm nach Hause. Wir müssen Sachen erledigen. Komm schon!«

Die Leitung war tot.

Er gab ihr gar keine Möglichkeit, ihm zu widersprechen. Und dann drang etwas von dem, was er gesagt hatte, durch ihre Verwirrung hindurch.

Ich habe meinen richtigen Vater gefunden!

Warum freute sie sich nicht darüber?

Sie wusste, wie verzweifelt Jim versucht hatte, in Erfahrung zu bringen, wer seine biologischen Eltern waren, und dass alle seine Anstrengungen gescheitert waren. Also sollte sie sich für ihn freuen.

Stattdessen fühlte sie ein schwaches furchtsames Frösteln ihren Rücken hinunterlaufen.

3.

Auf der Fahrt nach Hause sprangen Carols Gedanken immer wieder zwischen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft hin und her. Sie dachte daran, wie aufgeregt Jim sein musste. Er hatte seine biologischen Eltern so lange Zeit gesucht. Was war heute passiert? Wie hatte er sie gefunden?

Der Gedanke an seine Eltern führte sie zu ihren Eltern, die jetzt seit fast zehn Jahren tot waren. Sie überlegte zum tausendsten Mal, was die wohl dazu gesagt hätten, dass sie Jim Stevens geheiratet hatte. Sie wusste, dass ihre Eltern nie viel von Jonah und Emma Stevens gehalten hatten, obwohl sie sich nur vom Sehen kannten. Sie war sich sicher, die beiden hätten es viel lieber gesehen, wenn sie Bill Ryan geheiratet hätte, aber der war Priester geworden.

Wer hätte sich damals träumen lassen, dass Carol Nevins, die Vorzeigeschülerin der katholischen Mädchenschule, irgendwann einmal mit dem Wolfsmensch, dem irren Footballfreak, verheiratet sein würde? Sie selbst am allerwenigsten.

Aber schon damals war er eine auffällige Persönlichkeit. Er selbst war nur selten im Ballbesitz. Meistens hatte er denen, die das waren, den Weg freigemacht. Und diese Aufgabe schien ihm zu liegen. Er pflügte jedes Mal eine Schneise der Verwüstung durch die Verteidiger und dabei kam es auch schon mal zu ernsthaften Verletzungen.

Aber Jim hatte auch seine sanfte Seite. Das war der Jim, in den sie sich nach diesem grausigen Tag im Jahr 1959 verliebt hatte, als ihre Eltern beide in einer regnerischen, nebligen Nacht bei einem Frontalzusammenstoß auf dem Long Island Expressway ums Leben kamen, und das war der Mann, den sie immer noch liebte. Ein Moment splitternden Glases und kreischenden Stahls und sie war eine Waise ohne Brüder oder Schwestern. Die Trauer brachte sie fast um, betäubte sie mit ihrer Intensität, aber das Entsetzen, ein Einzelkind zu sein, das plötzlich mutterseelenallein auf der Welt ist, machte alles noch viel schlimmer.

Jim hatte sie gerettet. Bis zu diesem Zeitpunkt war er ein Schulfreund gewesen, ein Footballstar, mit dem sie manchmal

ausging. Nichts Ernstes. Sie war zu der Zeit mit niemandem fest gegangen. Sie und Bill hatten sich in den Monaten davor deutlich entfremdet. Es hatte damals zwar unübersehbar zwischen ihnen gefunkt, aber Bills Schüchternheit und Zurückhaltung hatten jedes Feuer gelöscht, bevor es sich entzünden konnte.

Und dann, als die ganze Welt um sie herum zusammenbrach, war Jim für sie da gewesen. Viele Freunde hatten Mitgefühl gezeigt und versucht, sie zu trösten, und ihre Tante Grace, die einzige Schwester ihres Vaters, hatte sich von der Klinik, in der sie als Krankenschwester arbeitete, beurlauben lassen, um sich um sie zu kümmern, aber nur Jim schien sie zu verstehen, schien zu fühlen, was sie fühlte.

Damals hatte Carol zuerst geahnt, dass dies der Mann sein könnte, den sie heiraten wollte. Aber bis dahin verging noch eine ganze Weile. Zuerst studierten sie vier Jahre zusammen an der neu gegründeten Universität von Stony Brook. Und erst als sie in ihrem zweiten oder dritten Studienjahr zusammen im Bett in einem Motelzimmer lagen, hatte er ihr erzählt, dass er adoptiert worden war. Er hatte das jahrelang vor ihr geheim gehalten, weil er dachte, es würde einen Unterschied machen. Sie erinnerte sich noch daran, wie überrascht sie gewesen war. Was kümmerte es sie, wer seine Vorfahren waren? Niemand von denen lag in dieser Nacht zusammen mit ihr in diesem Bett.

Die Erinnerung an den Schulabschluss zog an ihren Augen vorbei: Die Stony-Brook-Abschlussklasse von 1964, Jim mit seinem Diplom in Journalismus, sie mit ihrem in Sozialarbeit, wie sie ihre ersten Jobs bekamen, während Carol noch mithilfe von Abendkursen ihren Magister zusätzlich machte. Wie sie sich immer näher gekommen waren, bis sie 1966 schließlich geheiratet hatten – nur eine kleine Feier, zu der Jim sich in einen Frack gezwängt hatte und eine kirchliche Trauung über sich ergehen ließ. Ein ungewöhnlicher Mann, der etwas so gewöhnliches tat; ein areligiöser Mann, der vor einem Priester einen Schwur ablegte, nur um Carol und ihre Tante Grace glücklich zu machen; ein Mann, der Rituale verabscheute, und sich dem ertümlichsten aller Rituale unterwarf.

»Das ist schon in Ordnung«, sagte er vor der Zeremonie.

»Wichtig sind nur all die Jahre, die nach diesem Voodoozauber kommen.«

Sie hatte diese Worte nie vergessen. Diese lakonische Mischung aus Zynismus und Aufrichtigkeit war der Inbegriff all dessen, was sie an Jim Stevens liebte.

Sie fuhr in die Auffahrt und starrte ihr Heim an. Sie war in diesem Haus aufgewachsen. Ein winziges Holzhäuschen auf einem winzigen Grundstück, mit weißen Asbestplatten verkleidete Wände, schwarz abgesetzten Kanten und Fensterläden. Dieser winterliche Anblick, wenn der Baum und die Rosenbüsche ihre Blätter verloren hatten und die Rhododendren vor Kälte die Zweige hängen ließen, machte sie trübsinnig.

Ach Frühling, mir kannst du gar nicht früh genug kommen.

Aber innen war es warm und Jim war vor lauter Aufregung ganz zappelig. Er war wie ein kleines Kind zu Weihnachten. Er trug ein Hemd und Röhrenjeans, roch nach Old Spice und sein Haar war noch nass, weil er gerade aus der Dusche kam. Er umarmte sie und wirbelte sie herum, als sie über die Schwelle trat.

»Kannst du dir das vorstellen? Der alte Doc Hanley ist mein Vater! Du bist mit einem Mann verheiratet, der die Gene eines Nobelpreisträgers in sich hat!«

»Beruhig dich, Jim. Wovon redest du überhaupt?«

Er setzte sie ab und erzählte ihr hastig von dem Brief und der glasklaren Schlussfolgerung, zu der er gelangt war.

»Meinst du nicht, dass du etwas voreilig bist?«

»Wie meinst du das?«

Sie strich sein nasses Haar glatt. »Ich will ja keine Spielverderberin sein, aber niemand hat bisher Mr Hanley jr. zu dir gesagt, oder?«

Sein Lächeln erlosch. »Das wird auch niemand je tun. Ich bin James Jonah Stevens bis zu meinem seligen Ende. Ich weiß nicht, was für Gründe Hanley hatte, als er mich in ein Waisenhaus gab, und es ist mir egal, wie reich oder berühmt er war. Jonah und Emma Stevens haben mich zu sich genommen und aufgezogen. Soweit es mich betrifft, sind sie meine Eltern.«

Carol wäre beinahe herausgerutscht: Warum hast du dann so lange und intensiv nach deinen biologischen Eltern gesucht?

Jahrelang war das bei ihm schon fast eine Besessenheit gewesen. Jetzt klang er so, als würde das nichts bedeuten.

»Schön. Ich will nur nicht, dass du dir wieder zu große Hoffnungen machst und enttäuscht wirst. Bei deinen bisherigen Nachforschungen bist du sehr vielen falschen Fährten gefolgt, und es hat dich immer schwer getroffen, wenn sie sich als Sackgassen herausstellten.«

Sie erinnerte sich an viele Nachmittage während ihrer Studienzeit und auch später noch, an denen sie die unsortierten Akten im Waisenhaus von St. Francis durchgekämmt hatten. Jim hatte diese Nachforschungen nach ihrer Heirat schließlich aufgegeben. Sie hatte gedacht, er hätte mit diesem Thema endgültig abgeschlossen.

Und jetzt das hier.

»Aber das jetzt ist etwas anderes, verstehst du das nicht? Das ist zu mir gekommen, ich habe nicht danach gesucht. Sieh das mal so, Carol: Ich war ein Findelkind – ich war keine zwei Wochen alt, als die Jeebies mich buchstäblich auf den Stufen des Waisenhauses gefunden haben. Da fehlte nur noch ein tosender Schneesturm und es wäre die klassische Szene aus einem Kitschroman. Es gab keine Spur meiner biologischen Eltern. Und jetzt, sechsundzwanzig Jahre später, werde ich im Testament eines Mannes bedacht, den ich nie gekannt und in meinem ganzen Leben noch nie gesehen habe. Ein berühmter Mann. Ein Mann, der vielleicht nicht riskieren wollte, dass er in den Vierzigerjahren in einen Skandal verwickelt wurde. Schließlich war die Moral der Vierzigerjahre etwas ganz anderes als das Zeitalter der Hippies und der freien Liebe, in dem wir jetzt leben.« Er hielt inne und starrte sie einen Moment lang an. »Verstehst du, was ich meine?«

Sie nickte.

»Gut. Dann jetzt noch mal, Liebling: Angesichts dieser Fakten, was ist der erste Schluss, zu dem du kommst, wenn du nach einem Grund suchst, warum der reiche alte Mann ein Findelkind in seinem Testament bedacht hat?«

Carol zuckte mit den Schultern. »Na gut. Eins zu null für dich.« Er lächelte. »Siehst du! Ich bin nicht verrückt«

Sein Lächeln verfehlte seine Wirkung bei ihr nie. »Nein, bist du nicht.«

Das Telefon klingelte.

»Das ist wahrscheinlich für mich«, sagte Jim. »Ich habe bei dieser Kanzlei angerufen und die haben gesagt, sie rufen zurück.«

»Weswegen?«

Er blickte sie leicht betreten an: »Darüber, wer mein wirklicher ... äh, mein biologischer Vater ist.«

Sie hörte sich seinen Part des Gesprächs an und bemerkte seine steigende Frustration, als er vom anderen Ende der Leitung keine Auskunft bekam. Schließlich legte er auf und drehte sich zu ihr um.

»Ich weiß schon, was du jetzt sagen willst. Warum ist mir das so verdammt wichtig? Was bedeutet das schon?«

Verwirrung gesellte sich zu ihrem Mitleid mit ihm. Sie wollte ihm sagen: Du bist du. Woher du stammst ändert daran doch nichts.

»Das wäre nicht das erste Mal, dass ich das gefragt hätte.«

»Schon gut, ich wünschte ich könnte es dabei belassen, aber ich kann nicht.«

»Du lässt zu, dass es an dir nagt.«

»Wie soll ich das erklären? Es ist, als sei man auf einem Schiff, das über den Mariannengraben schippert. Man lässt den Anker hinab, aber er erreicht keinen Boden, also treibt man weiter und weiter. Man hat das Gefühl, wenn man wüsste, woher man kommt, dann findet man vielleicht auch eine Antwort darauf, wohin man geht. Aber man sieht sich um und alles, was man sieht, ist das weite Meer. Man fühlt sich abgeschnitten von seiner Vergangenheit. Es ist eine Form sozialer und genetischer Amnesie.«

»Jim, ich verstehe das. Ich habe mich so gefühlt, als meine Familie starb.«

»Das ist nicht das Gleiche. Das war tragisch. Sie sind tot, aber du hast sie wenigstens gekannt. Und selbst wenn sie am Tag nach deiner Geburt gestorben wären, wäre das etwas anderes. Du könntest dann nämlich zurückgehen und dir Bilder von ihnen ansehen, mit Menschen sprechen, die sie kannten. Sie würden für dich existieren, bewusst und unbewusst. Du hättest Wurzeln,

die du zurückverfolgen könntest, nach England oder Frankreich oder sonst wohin. Du würdest dich als Teil eines Stroms fühlen, Teil einer Abfolge, du hättest eine Geschichte hinter dir, die dich auf etwas vor dir hintreibt.«

»Aber Jim. An solche Dinge denke ich nie. Das tut niemand.«

»Das liegt daran, dass ihr alle so etwas habt. Für euch ist das selbstverständlich. Du denkst auch nicht viel an deine rechte Hand, oder? Aber wenn du ohne sie geboren wärest, dann würdest du jeden Tag wünschen, du hättest eine ...«

Carol schmiegte sich an ihn und legte die Arme um ihn. Als er sie umarmte, spürte sie, wie ihre Anspannung schwand. Jim hatte diese Fähigkeit: Bei ihm fühlte sie sich ganz, vollständig.

»Ich werde deine rechte Hand sein«, sagte sie leise.

»Das warst du immer«, flüsterte er zurück. »Aber ich habe das Gefühl, jetzt klärt sich alles. Bald werde ich Bescheid wissen.«

Carol setzte ein übertriebenes Schmollen auf. »Ich schätze, dann brauchst du mich ja nicht mehr.«

»So weit kommt es noch! Ich werde dich immer brauchen.«

Sie befreite sich aus der Umarmung. »Das will ich auch hoffen. Andernfalls schicke ich dich nach St. Francis zurück!«

»Verdammt!«, sagte er. »Das Waisenhaus! Warum habe ich nicht daran gedacht! Vielleicht müssen wir nicht bis zur Testaments-eröffnung warten. Vielleicht finden wir da die Verbindung!«

»Ach Jim, wir sind diese Aufzeichnungen tausendmal durchgegangen!«

»Ja, aber wir haben nie nach einem Verweis auf Dr. Roderick Hanley gesucht, oder?«

»Nein, aber ...«

»Komm schon!« Er reichte ihr ihren Mantel und ging zur Garderobe, um seinen eigenen zu holen. »Wir fahren nach Queens!«

4.

Emma Stevens wartete ungeduldig vor dem Angestellteneingang des Schlachthauses. In dem kleinen kalten Aufenthaltsraum war es bis auf das gelegentliche Ticken der Stempeluhr still. Sie

rieb sich die Hände, eine über die andere, in einer durchgängigen Kreisbewegung. Es half, um sie warm zu halten, aber sie hätte es wahrscheinlich auch getan, wenn es mitten im Juli wäre. Der Tumult, der in ihr tobte, schien ihren Händen ein Eigenleben zu verleihen.

Warum brauchte Jonah so lange? Sie hatte ihm ausrichten lassen, dass sie hier war. Sie hatte ihn bei der Arbeit nicht stören wollen, aber sie hielt es nicht länger aus. Sie musste über diese Sache reden. Jonah war der Einzige, der das verstehen würde. Warum kam er nicht?

Emma sah auf ihre Uhr und stellte fest, dass sie erst wenige Minuten wartete. Sie holte tief Luft.

Beruhig dich, Emma.

Sie starrte durch das kleine Maschendrahtfenster in der Tür nach draußen. Der Angestelltenparkplatz war fast ausgestorben, verglichen mit den Zeiten vor der Kurzarbeit. Man munkelte sogar, dass das Schlachthaus zum Jahresende ganz dicht gemacht werden würde. Was sollten sie und Jonah dann tun?

Schließlich ertrug sie das Warten nicht länger. Sie schob sich durch die Tür, ging den kurzen Korridor entlang, und dann durch die Tür, durch die man ins eigentliche Schlachthaus kam. Sie stand da wie angewurzelt, als eine frisch gehäutete Rinderhälfte, die in der Kälte dampfte und aus der es rot heraustropfte, an ihr vorbeisauste. Sie zuckte und schwankte an der Kette, die sie mit der Laufschiene unter der Decke verband. Eine weitere folgte sofort dahinter. Der Geruch von Blut, einiges alt und geronnen, anderes, das gerade aus einer durchschnittenen Kehle quoll, lag in der Luft. Und schwach im Hintergrund das unsichere Muhen der Kühe, die in den Gattern darauf warteten, bis sie an der Reihe waren.

Plötzlich sah Emma auf und da war Jonah, gekleidet in eine große Gummischürze, einen grauen Overall, schwarze Gummihandschuhe und Gummistiefel. Alles war mit Blut, Haaren und Exkrementen verschmiert. Er starrte auf sie herunter. Er war gerade fünfzig geworden, hatte aber den hochgewachsenen, muskulösen Körper eines viel jüngeren Mannes. Klare blaue Augen und scharfkantige Gesichtszüge. Selbst nach dreißig

Jahren Ehe erregte sie sein Anblick immer noch. Wenn die schwarze Filzklappe über seinem linken Auge nicht wäre, hätte man ihn für eine ältere Version dieses amerikanischen Schauspielers halten können, den sie im letzten Jahr in einem italienischen Western gesehen hatten.

»Worum geht's, Emma?« Seine Stimme war so unbehauen wie seine Gesichtszüge, sein Südstaatenakzent noch ausgeprägter als der ihre.

Sie war plötzlich verärgert. »Halo Emma«, sagte sie. »Schön, dich zu sehen. Ist etwas passiert?« Mir geht es gut, Jonah.«

»Ich habe nur ein paar Minuten, Emma.«

Weil ihr plötzlich einfiel, dass er sicherlich Angst um seinen Job hatte, verebbte ihr Ärger. Glücklicherweise war es schwer, jemanden zu finden, der bereit war, Jonahs Aufgaben zu übernehmen, ansonsten stände er wahrscheinlich schon wie so viele andere seit Monaten auf der Straße.

»Tut mir leid. Ich dachte nur, das wäre so wichtig, dass es nicht warten könnte. Jimmy hat heute Post von irgendwelchen Anwälten bekommen. Er steht im Testament von diesem Doktor Hanley, der bei dem Flugzeugabsturz letzte Woche umgekommen ist.«

Jonah trat an eines der Fenster und blickte, wie es ihr schien, lange Zeit durch das schmutzige Glas nach draußen. Schließlich drehte er sich um und schenkte ihr eines seiner knappen, seltenen Lächeln.

»Er kommt.«

»Wer? Wer kommt?«

»Der Eine.«

Emma war plötzlich flau im Magen. Fing Jonah jetzt wieder an, wirres Zeug zu reden? Er war schon seltsam, ihr Jonah. Selbst nach all diesen Jahren verstand Emma ihn nicht wirklich. Aber sie liebte ihn.

»Was redest du da?«

»Ich habe das jetzt schon länger als eine Woche gespürt, aber es war so vage, dass ich mir nicht sicher war. Jetzt bin ich es.«

Im Laufe der Jahre hatte Emma gelernt, sich auf Jonahs Vorahnungen zu verlassen. Er schien einen sechsten Sinn zu haben, wenn es um bestimmte Dinge ging. Manchmal war das schon

unheimlich. Manchmal war es so, als könne er mit seinem blinden linken Auge Dinge sehen. Das Ereignis, dass ihr dabei am deutlichsten im Gedächtnis geblieben war, war dieser Tag 1941 gewesen, als er gefühlt hatte, dass das Baby, das sie adoptieren wollten, im Waisenhaus von St. Francis eingetroffen war.

Sie sah es jetzt wieder vor sich. Ein windiger Januarmorgen nur ein paar Wochen nach dem Angriff der Japaner auf Pearl Harbor. Die Sonne blendete, sie strahlte vom Himmel herunter und reflektierte vom Asphalt, der durch die Schneeschmelze noch nass war. Jonah war sehr aufgeregt gewesen. Er hatte in der Nacht eine Vision gehabt. Es war die, auf die er gewartet hatte. Er sagte, das sei der Moment, auf den sie sich vorbereitet hatten, indem sie nach New York gezogen waren.

Queens! Die Vision hatte ihm gezeigt, wohin in Queens er gehen musste. Und sie mussten in aller Herrgottsfrühe da sein.

Jonah vertraute seinen Visionen blindlings. Er richtete sein Leben nach ihnen aus – ihrer beider Leben. Jahre zuvor hatte eine Vision ihn veranlasst, mit ihr von Missouri nach New York City zu ziehen und dort ein neues Leben anzufangen, wobei sie vorgaben, katholisch zu sein. Emma hatte nicht begriffen, worum es ging – sie verstand selten etwas von dem, was Jonah tat –, aber wie immer war sie ihm gefolgt. Er war ihr Mann, sie war seine Frau. Wenn er von ihr wollte, dass sie sich von den Baptisten lossagte, nun, dann war das so. Sie war sowieso nie eine praktizierende Christin gewesen.

Aber warum gerade katholisch?

Jonah hatte seit ihrer ersten Begegnung nie das geringste Interesse an Religion gezeigt, aber er hatte darauf bestanden, dass sie sich in einer katholischen Gemeinde anmeldeten, dass sie jeden Sonntag zur Kirche gingen und er hatte sicher gestellt, dass sie dem Pfarrer persönlich bekannt waren.

An diesem Januartag fand sie heraus, warum. Als sie bei dem Waisenhaus für Jungen ankamen, erklärte er ihr, dass das Kind, auf das sie gewartet hatten, sich dort befand. Und als sie dann hineingingen und den Antrag stellten, einen neugeborenen Jungen zu adoptieren, gaben sie an, sie seien von Geburt an römisch-katholisch.

Niemand konnte ihnen etwas anderes beweisen.

Das Kind, das er haben wollte, war am Tag zuvor dort ausgesetzt worden. Jonah hatte sich das Baby genau angesehen, ganz besonders seine Hände. Es schien genau das zu sein, auf das er gewartet hatte.

Sie ließen die Hausbesuche, die Erkundigungen nach ihren persönlichen Verhältnissen und all diese Sachen über sich ergehen, aber das war es wert. Schließlich waren sie die stolzen Eltern des Kindes, das sie James nannten. Der Junge war das Beste, was ihr in ihrem Leben passiert war. Sogar besser als Jonah, auch wenn sie ihren Mann von ganzem Herzen liebte.

Und deswegen vertraute sie seinen Visionen so sehr, wie Jonah selbst es tat. Wenn die nicht wären, dann hätten sie Jim nie bekommen.

»Dann war also der berühmte Doktor Hanley sein Vater«, sagte er selbstvergessen. »Interessant.« Dann drehte er sich zu Emma um. »Das ist ein Zeichen. Es hat begonnen. Der Eine beginnt, Reichtum und Macht an sich zu ziehen. Es ist ein Zeichen, Emma. Ein gutes Zeichen.«

Emma hätte ihn am liebsten umarmt, verzichtete aber angesichts der Blutspritzer an seiner Berufsbekleidung darauf. Ein gutes Zeichen, das hatte er gesagt. Solange es auch für Jimmy gut war. Ein Chaos widerstreitender Gefühle tobte in ihr. Sie begann zu weinen.

»Was ist los?«, fragte Jonah.

Emma schüttelte den Kopf: »Ich weiß nicht. Nach all den Jahren, wo unklar war, wann ... oder ob ... und jetzt weiß er dann endlich, wer seine wahren Eltern sind ...« Sie schluchzte. »Ich will ihn nicht verlieren.«

Jonah zog einen Handschuh aus und legte ihr sanft die Hand auf die Schulter.

»Ich weiß, wie du dich fühlst. Es dauert jetzt nicht mehr lange. Wir bekommen unseren Lohn.«

Da, wieder, er redete wirr.

Sie umklammerte seine Hand mit ihren beiden Händen und betete, dass nichts ihr ihren Jimmy wegnehmen würde.

II

Jackson Heights, Queens

1.

»Pater Bill! Pater Bill!«

William Ryan, Mitglied der Gesellschaft Jesu, erkannte die Stimme. Das war Kevin Flaherty, mit seinen sechs Jahren das größte Plappermaul und die größte Petze von St. Francis. Bill hob den Kopf, den er für seine tägliche Andacht gesenkt hatte, und sah, wie der kleine rothaarige Lämmel in vollem Tempo den Gang entlanggerannt kam.

»Sie prügeln sich wieder, Pater Bill!«

»Wer?«

»Nicky und Freddy! Und Freddy sagt, diesmal macht er Nicky kalt!«

»Sag denen einfach, sie sollen sofort aufhören, sich zu prügeln, sonst bekommen sie beide den Schläger zu spüren.«

»Sie bluten, Pater!«

Bill seufzte und klappte sein Brevier zu. Er musste das selbst regeln. Freddy hatte Nicholas gegenüber einen Vorteil von zwei Jahren und zwanzig Kilo und neigte dazu, andere zu drangsalieren. Anscheinend hatte sein loses Mundwerk Nicholas wieder eine Menge Ärger eingebracht.

Als er sein Büro verließ, nahm er den gefürchteten roten Wiffleschläger mit, der sonst in einer Ecke des Raums stand. Kevin rannte voraus und Bill ging schnell hinter ihm her. Er beeilte sich, versuchte aber, sich das nicht anmerken zu lassen.

Er fand sie im Flur vor den Schlafsälen, umgeben von den anderen Jungen, die um sie herumstanden und sie anfeuerten. Einer der Beobachter sah auf und bemerkte den näher kommenden Priester.

»Da kommt der große böse Bill! Weg hier!«

Der Kreis löste sich hastig auf, übrig blieben nur die beiden Kämpfer auf dem Boden. Freddy saß auf Nicky und hatte die Faust erhoben, um Nickys bereits blutigem Gesicht einen weiteren

Schlag zu versetzen. Als sie Bill sahen, vergaßen sie plötzlich ihren Streit und flohen wie die anderen. Zurück blieb Nickys Brille auf dem Fußboden.

»Nicholas! Frederick!«, rief Bill.

Sie blieben augenblicklich stehen und drehten sich um.

»Ja, Pater?«, kam es wie aus einem Mund.

Er deutete auf eine Stelle auf dem Boden direkt vor ihm.

»Hierher! Sofort!«

Sie kamen näher und blieben vor ihm stehen, den Blick zu Boden gerichtet. Er hob Nickys Kinn an. Das normalerweise schon missgestaltete Gesicht des Zehnjährigen war zerschrammt und geschwollen. Blut war über seine linke Wange und sein Kinn verschmiert und tröpfelte weiter langsam aus seinem linken Nasenloch.

Bill spürte, wie der Ärger in ihm aufstieg. Er loderte noch heftiger, als er Freddys Kinn anhub und feststellte, dass das runde, sommersprossige, blauäugige Gesicht des älteren Jungen völlig unverletzt war. Am liebsten hätte er Freddy von seiner eigenen Medizin zu kosten gegeben. Stattdessen zwang er sich zu ruhiger Sprache, wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen.

»Was habe ich dir über das Verprügeln von anderen Leuten gesagt?«, fragte er Freddy.

»Er hat mir einen Schimpfnamen gegeben!«, sagte Freddy mit zitternder Unterlippe.

»Er hat mir meine Bücher aus der Hand geschlagen!«, sagte Nicky.

»Jetzt mal langsam ...«

»Er hat mich *skrofulös* genannt!«

Bill war einen Augenblick lang verdutzt. Dann drehte er sich zu dem kleineren Jungen um.

»Was hast du zu ihm gesagt?« Er musste sich auf die Lippen beißen, um nicht in lautes Lachen auszubrechen. Der Junge war einfach zu gut! »Wo hast du denn das Wort her?«

»Ich habe es einmal in einem Buch gelesen«, sagte Nicky und wischte sich das Blut von seiner Nase in den Ärmel seines weißen Hemdes.

Einmal. Nicky vergaß nie etwas. Nie.

»Hast du eine Ahnung, was das bedeutet?«

»Natürlich«, sagte er abschätzig. »Das ist ein Krankheitsstadium der Tuberkulose, in dem die Drüsen chronisch geschwollen sind.«

Bill nickte unbestimmt. »Richtig.«

Er hatte nur gewusst, dass es irgendeine Form von Krankheit war, aber er konnte vor Nicky nicht zugeben, dass der mehr wusste als er selbst. Der Junge würde unerträglich sein, wenn er so etwas merken würde.

Bill hob den roten Wiffleschläger und ließ ihn sachte gegen seine linke Handfläche klatschen.

»Na gut. Ihr Jungs wisst, was jetzt ansteht. Frederick, du holst die anderen, während Nicholas seine Brille aufhebt.«

Freddy erbleichte und rannte auf die Schafsäle zu. Nicholas drehte sich um und hob seine Brille mit den dicken Gläsern und dem schwarzen Gestell auf.

»Ach, sie ist wieder zerbrochen«, sagte er und hielt den losen linken Bügel hoch.

Bill streckte ihm die Hand entgegen. »Gib her. Wir reparieren sie später.« Er ließ die Brille in die Seitentasche seiner Soutane gleiten. »Jetzt gehst du erst mal rüber zur Wand und wartest auf Freddy.«

Nicky sah ihn an als wolle er sagen: Du wirst mir das doch nicht wirklich antun, oder?

Mit leiser Stimme sagte Bill: »Erwarte keine Extrabehandlung, Nicholas. Du kennst die Regeln, also bekommst du deine Hiebe wie jeder andere auch.«

Nicky zuckte die Achseln und wandte sich ab.

Bin ich deswegen zu den Jesuiten gegangen, fragte sich Bill, während er so mitten im Gang stand und dagegen ankämpfte, seine persönlichen Frustrationen an den Jungen auszulassen. Kindermädchen für einen Haufen wilder Jungen zu spielen war nicht die Zukunft, die er sich ausgemalt hatte.

Ganz bestimmt nicht.

Die Schriften von Pierre Teilhard de Chardin hatten ihn zur Gesellschaft Jesu gebracht. Bill war schon vorher klar gewesen, dass er zum Priester berufen war, aber de Chardins Schriften hatten ihn in ihrer intellektuellen Größe so beeindruckt, dass er

gar nicht anderes konnte, er musste dem Orden beitreten, der so einen Denker hervorgebracht hatte – der Gesellschaft Jesu. Die Jesuiten galten als Vorreiter sowohl auf theologischem wie auf philosophischem Gebiet, die nach Überlegenheit bei all ihren Bemühungen strebten – und diese auch erreichten. Er wollte Teil dieser Tradition sein und jetzt gehörte er dazu.

Mehr oder weniger.

Der Orden veränderte sich so rasant wie die Kirche selbst und die Welt um sie alle herum. Aber hier war er von all dem so gut wie abgeschnitten.

Nun, das würde nicht ewig so sein. Indem er sich diesen Gedanken als seine persönliche Litanei Tag für Tag wieder vorbetete, überstand er die Zeit hier in St. Francis.

»Disziplinarpräfekt.« Das war sein Titel. Eigentlich bedeutete es nichts anderes, als dass er Kindermädchen und Vaterfigur für die Bewohner eines der letzten katholischen Waisenhäuser für Jungen in New York war.

Ich, eine Vaterfigur! Was für ein Witz.

Bill sah auf und sah die Bewohner von St. Francis vor sich aufgereiht im Gang, dreißig Jungen zwischen sechs und dreizehn Jahren. Freddy hatte bereits seinen Platz neben Jimmy in der Nähe des Fensters eingenommen. Alle waren still.

Showtime.

Dies war ein Aspekt seiner Funktion als Disziplinarpräfekt, den Bill besonders verabscheute. Er musste den Prügel benutzen. Aber es war eine Tradition in St. Francis. Es gab hier Verhaltensmaßregeln und es war seine Aufgabe, sie durchzusetzen. Wenn er das nicht tat, würde in kürzester Zeit der ganze Laden der Anarchie anheimfallen.

So sehr er es auch gern ausprobiert hätte, war doch klar, dass Demokratie hier nicht funktionierte. Die meisten der Bewohner waren gute Jungen, aber ein paar von ihnen hatten Dinge durchgemacht, die für ein Kind die Hölle sein mussten, und das hatte sie zu ziemlich harten Brocken gemacht. Wenn man denen die Zügel schießen ließ, würden sie das Heim ins Chaos stürzen. Deswegen mussten die Regeln strikt und bei allen gleich durchgesetzt werden. Und irgendjemand musste das tun. Jeder Junge

wusste, wo die Grenzen waren, und jeder wusste, wenn er sie übertrat, riskierte er die Bekanntschaft mit dem Prügel. In der Regel gegen Schlägereien war klar herausgestellt, dass, egal wer damit angefangen hatte, beide Parteien bestraft wurden.

»Na gut, Jungs«, sagte er zu Freddy und Nicky, »ihr wisst beide, was zu tun ist. Hosen runter und in Position.«

Sie wurden beide rot und begannen, ihre Gürtel aufzuschnallen. Quälend langsam ließen sie ihre dunkelblauen Uniformhosen zu Boden rutschen, drehten sich um, beugten sich vor und ergriffen mit den Händen ihre Knöchel.

Ein kleiner brauner Fleck wurde auf der Rückseite von Freddys Boxershorts sichtbar, als er seine Hinterbacken durchdrückte. Jemand feixte: »Guckt mal, Schleifspuren!«, und die Zuschauerschaft lachte.

Bill funkelte sie an. »Habe ich da jemanden gehört, der sich zu den beiden an die Wand stellen will?«

Totenstille.

Bill trat zu Freddy und Nicky und brachte den Prügel in Position, wobei er dachte, wie absurd es doch war, sie auf diese Art dafür zu bestrafen, dass sie sich geprügelt hatten.

Das war nun wohl wirklich nicht im Sinne Ghandis.

Aber auch nicht vollkommen nutzlos. Wenn die Regeln nicht zu streng waren und die Bestrafungen nicht zu hart, dann halfen der große, böse Bill und der Prügel dabei, die Jungen enger aneinanderzuschweißen, ohne sie zu brechen. Es half ihnen, eine Beziehung zueinander zu entwickeln, sie zu Brüdern im Geiste zu machen, ihnen ein Gemeinschaftsgefühl zu geben, das Gefühl einer Einheit. Das war gut. St. Francis war alles, was sie an Familie hatten.

Er begann bei Freddy. Der Prügel war ein normaler Wiffleschläger, hohl, aus leichtem Plastik. Er schwang ihn einmal und zog ihn über die Rückseite der Oberschenkel des älteren Jungen. Das Klatschen des Plastiks gegen Fleisch hallte laut durch den Gang.

Bill wusste, so ein Schlag tat weh, aber nicht sehr. Wenn jemand mit einer sadistischen Ader das vornahm, konnte es eine schmerzhafte Bestrafung sein. Aber eigentlich ging es nicht darum,

körperliche Schmerzen zuzufügen. Die Peinlichkeit, vor all den versammelten Freunden die Hosen hinunterzulassen und sich bücken zu müssen, hatte mindestens den gleichen erzieherischen Effekt, aber er musste den Prügel einsetzen. Als Symbol für die Autorität in St. Francis durfte dieses Bestrafungsinstrument keinen Staub ansetzen, wenn die Regeln gebrochen wurden.

Er versetzte Freddy insgesamt vier Schläge, dann bekam Nicky die gleiche Anzahl, obwohl er bei ihm nicht ganz so viel Schwung holte.

»Okay«, sagte Bill, nachdem das Klatschen des letzten Schlags verklungen war. »Die Show ist vorbei. Alle Mann zurück in den Schlafsaal.«

Die Formation der Jungen brach auseinander und alle rannten in ihre Räume. Freddy rannte hinter ihnen her und zog sich im Laufen die Hose wieder an. Nicky blieb zurück.

»Werden Sie noch meine Brille reparieren, Pater?«

»Ach ja.« Er hatte das schon wieder vergessen.

Nicky sah ohne seine Brille noch seltsamer aus als gewöhnlich. Er hatte einen missgestalteten Kopf mit einer Ausbeulung über dem linken Ohr. Seiner Akte zufolge hatte seine unverheiratete Mutter versucht, ihn sofort nach der Geburt durch die Toilette zu spülen. Dabei hatte er eine Schädelfraktur davongetragen und wäre beinahe ertrunken. Seitdem lag das Sorgerecht für ihn beim Staat und der katholischen Kirche. Neben dem verformten Schädel hatte er auch schlechte Haut – sein Gesicht war mit Warzen übersät – und eine eingeschränkte Sehkraft, die nur mit flaschenbodendicken Gläsern korrigiert werden konnte.

Aber es war gar nicht mal so sehr sein merkwürdiges Aussehen als vielmehr sein Intellekt, der Nicky von den anderen Kindern abhob. Bei Intelligenztests schnitt er außerordentlich hoch ab und Bill hatte bei ihm eine immer stärker werdende Verachtung für weniger intelligente Menschen festgestellt. Deswegen wurde er immer wieder verprügelt, und es machte die ohnehin schon schwierige Aufgabe, eine Pflegefamilie für ihn zu finden, nicht leichter – er war weit intelligenter als die meisten der zukünftigen Adoptiveltern, die sich bei St. Francis um ein Kind bemühten.

Aber trotz der Tatsache, dass er sich wie ein nervtötender Intellektueller im Westentaschenformat aufführte, konnte Bill nicht verhehlen, dass der Junge ihm ans Herz gewachsen war. Vielleicht war es eine Art Seelenverwandtschaft – Nickys Intelligenz war eine Kluft zu den anderen Kindern, so wie Bills Berufung einen Keil zwischen ihn und andere Menschen seiner Generation trieb. Mindestens einmal pro Woche spielten sie Schach miteinander. Es gelang Bill, die meisten der Spiele zu gewinnen, aber er wusste, dass das nur daran lag, dass er in dem Spiel mehr Erfahrung hatte. In spätestens einem Jahr konnte er froh sein, wenn es ihm gelang, gegen Nicky ein Remis zu erreichen.

Als sie wieder in seinem Büro waren, nahm Bill einen kleinen Werkzeugkasten und versuchte, den Bügel wieder an der Brille zu befestigen. Nicky schlenderte herum und steckte seine Nase in jede Ecke des winzigen Raumes. Bill hatte während seiner Zeit in St. Francis schon bemerkt, dass Nicky, obwohl er eine scheinbar unersättliche Neugier auf die Welt und die Art hatte, wie Dinge funktionierten, überhaupt kein Interesse daran hatte, Dinge selbst zum Funktionieren zu bringen.

»Wie wäre es mit einem Spiel?«, fragte Nicky, als er vor dem Schachbrett stand.

»Das heißt ›Wie wäre es mit einem Spiel, Pater‹, und, wie du sehen kannst, habe ich gerade zu tun.«

»Geben Sie mir einen Springer vor, und ich putze Sie in weniger als zwanzig Minuten.«

Bill sah ihn nur an.

»... Pater«, fügte Nicky schließlich hinzu.

Es war ein Spiel, das Nick spielte. Er versuchte immer wieder auszutesten, wie weit er die Beziehung ausreizen konnte. Auch wenn Bill den Jungen wirklich mochte, musste er doch eine bestimmte Distanz wahren. St. Francis war nur eine Durchgangsstation. Er konnte nicht zulassen, dass Jungen, die von hier weg gingen, das Gefühl hatten, sie würden ihr Zuhause verlassen. Sie mussten das Gefühl haben, dass sie in ihr Zuhause gingen.

»Keine Chance, Junge. Wir spielen an Samstagen. Und

außerdem brauchst du Vorgaben genauso wenig wie Cassius Clay für einen rechten Haken.«

»Er nennt sich jetzt Muhammed Ali.«

»Wie auch immer. Sei einfach ruhig, während ich versuche, das hier zu reparieren.«

Bill konzentrierte sich darauf, die Schraube wieder anzuziehen, die den Bügel am Gestell fixierte. Die Schraube fand gerade Halt, als er Nicky sagen hörte: »Ich sehe, Loyola hat Sie abgelehnt.«

Bill sah auf und bemerkte, dass Nicky ein Blatt Papier in der Hand hielt. Er erkannte das Briefpapier des Loyola-College. Ärger wallte in ihm auf.

»Leg das hin! Das ist meine private Korrespondenz.«

»'tschuldigung.«

Bill hatte sich beim Oberen darum beworben, als Lehrer an ein College zu gehen, und hatte in Fordham, Georgetown und anderen Jesuitencolleges nach offenen Dozentenstellen angefragt. Er hatte Lehrbefähigungen für Geschichte und Philosophie. Sobald irgendwo eine Stelle frei wurde, wäre er hier weg, und könnte dann das Leben eines Akademikers führen, das er sich all die Jahre im Priesterseminar erträumt hatte.

Gott dienen durch den menschlichen Verstand. Das war sein persönliches Motto seit dem zweiten Jahr seiner Ausbildung gewesen.

Er hatte sich bei St. Francis in intellektueller Hinsicht nicht viel erhofft. Zwei endlose Jahre als Disziplinarpräfekt hatten seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt.

Es war eine Aufgabe, bei der man verkümmerte. Er spürte, wie seine kreativen Säfte austrockneten und verdorrten. Er war mittlerweile sechszwanzig und vergeudete hier das, was die produktivsten Jahre seines Lebens sein sollten. Bahnbrechende Umwälzungen gingen da draußen in der wirklichen Welt vonstatten, vor allem an den Hochschulen. Die ganze Gesellschaft war aufgewühlt, in der Luft brodelte es vor Ideen, vor Veränderung. Er wollte ein Teil davon, wollte am Pulsschlag der Erneuerung sein.

Aber da er hier in diesem Anachronismus von Waisenhaus festsaß, bekam er nur ganz am Rande mit, was da draußen passierte.

Am letzten Wochenende war es ihm gelungen, sich für zwei Tage freizumachen. Er und ein paar Freunde aus dem Priesterseminar hatten sich in zivil gekleidet und waren die ganze Nacht durchgefahren, um in New Hampshire Wahlkampf für Eugene McCarthy zu machen. Bis zu den Vorwahlen waren es nur noch ein paar Wochen und es sah so aus, als könne Senator McCarthy Präsident Johnson wirklich gefährlich werden.

Gott, diese Begeisterung da in der Gegend! All diese jungen Hippie-Typen, die sich die Bärte rasierten und die Haare schnitten - »Get Clean für Gene« war der Slogan – und dann von Tür zu Tür Klinken putzen gingen. Entschlossenheit und Aufbruch lagen in der Luft; das Gefühl, dass hier Geschichte geschrieben wurde. Es hatte ihn wirklich deprimiert, als er am Sonntagabend wieder zurückfahren musste.

Hierher zurück. In das St. Francis Waisenhaus.

Bill glaubte fest daran, dass man aus jeder Erfahrung einen Nutzen ziehen, dass man aus allem neue Erkenntnisse gewinnen konnte. Auch wenn er sich nicht sicher war, was er bisher hier gelernt haben sollte, war er doch überzeugt, dass er alles, was man an Weisheit in St. Francis erwerben konnte, mittlerweile in sich aufgesogen hatte. Von jetzt an war es immer nur wieder der gleiche Trott. Und er wollte jetzt aus dem Leerlauf hinaus und etwas Neues beginnen.

Es ist genug, Herr. Ich habe meine Lektion gelernt. Ich bin mit diesem Kapitel fertig. Blättern wir um und gehen zur nächsten Lektion über. Einverstanden?

Aber er musste warten, bis er dazu grünes Licht bekam. Als Jesuit hatte er nicht nur Armut und Zölibat geschworen, sondern auch Gehorsam. Er hatte dahin zu gehen, wohin ihn die Gesellschaft Jesu schickte. Er konnte nur hoffen, dass sie ihn möglichst schnell von hier wegschickten.

»Du hast in meinen Unterlagen nicht herumzuznuffeln.«

Nicky zuckte die Achseln. »Ja, aber es ist tröstlich, zu wissen, dass wir Kinder hier nicht die einzigen sind, die man nicht haben will. Deswegen müssen Sie sich nicht schlecht fühlen. Sehen Sie mich an. Was Absagen angeht, bin ich Profi.«

»Wir finden schon noch etwas für dich.«

»Sie können ehrlich zu mir sein, Pater. Ich weiß, Sie haben versucht, von hier wegzukommen, seit Sie die Stelle bekommen haben. Das ist schon okay. Sie sind damit auch nicht anders als jeder andere unter hundert, der hier einen Zwischenstopp gemacht hat.«

Das saß. Bill dachte, er sei sehr diskret vorgegangen.

»Woher weißt du das?«

»Wir haben unsere Methoden, das herauszubekommen, was wir wissen wollen«, schnarrte er in einer passablen Imitation von Arte Johnsons deutschem Soldaten.

Bill hatte bemerkt, dass Nicky immer in der ersten Reihe saß, wenn die Jungen am Montagabend »Rowan & Martin's Laugh-In« sahen. Er war sich nicht sicher, ob die Beliebtheit der Sendung an den bissigen Pointen lag oder an den angemalten Bikini-schönheiten.

Das Telefon klingelte.

»Hallo, Mr Walters«, sagte Bill, als er die Stimme erkannte.

Sofort bereute er, den Namen ausgesprochen zu haben. Nickys Kopf fuhr herum. Bill konnte fast sehen, wie sich seine Ohren spitzten. Mr und Mrs Walters beabsichtigten, einen Jungen zu adoptieren, und Nicky hatte in der letzten Woche ein paar Tage bei ihnen verbracht.

Die Geschichte, die Mr Walters ihm jetzt vortrug, war altbekannt: Nicky war zwar ein netter Junge, aber er hatte einfach nicht das Gefühl, dass er zu ihnen passen würde. Und im Augenblick würden sie sowieso die ganze Sache mit der Adoption noch einmal überdenken. Bill versuchte, den Mann umzustimmen, so gut das ging, während Nicky jedes Wort mithörte, aber schließlich konnte er das Gespräch nicht länger aufrechterhalten. Die Walters würden sich wieder melden, wenn sie die ganze Sache noch einmal überschlafen hatten.

Nickys aufgesetztes Lächeln versetzte Bill einen Stich ins Herz. »George und Ellen wollen mich auch nicht, nicht wahr?«

»Nicholas ...«

»Ist schon gut, Pater. Ich sagte es ja: Was Absagen angeht, bin ich ein Profi.«

Aber Bill sah die zuckende Unterlippe des Jungen und die

Tränen, die er zu unterdrücken suchte. Es brach ihm jedes Mal wieder das Herz. Nicht nur bei Nicky, auch bei einigen der anderen Jungen.

»Du schüchterst die Leute ein, Nicky.«

Nickys Stimme bebte. »Ich ... das ist nicht meine Absicht. Es passiert einfach.«

Er legte Nicky den Arm um die Schulter. Die Geste kam ihm ungelenken, steif vor. Gar nicht so liebevoll, wie sie es sein sollte.

»Mach dir keine Sorgen, Junge. Ich finde ein Zuhause für dich.«

Nicky entzog sich ihm und auf seinem Gesicht wurde das Elend durch Wut verdrängt.

»Ach sicher! Ganz bestimmt werden Sie das! Wir kümmern Sie doch gar nicht! Sie wollen nur weg von hier!«

Bill war einen Augenblick lang sprachlos. Es ging nicht um das respektlose Benehmen. Das war egal. Wichtiger war, dass das Kind aus tiefstem Herzen sprach, und dass es die Wahrheit sagte. Bill hatte seine Aufgabe hier nur halbherzig erfüllt. Er hatte sie nicht schlecht gemacht, aber ganz bestimmt auch nicht besonders gut.

Das ist nur, weil ich nicht hierher gehöre! Ich bin für so etwas nicht gemacht!

Das stimmte. Keine Frage. Aber zumindest konnte er seine Aufgaben nach besten Kräften erfüllen. Wenigstens das schuldete er den Kindern und seinem Orden. Aber etwas an Nickys außergewöhnlicher Pechsträhne machte ihm doch zu schaffen.

»Sag mir eines, Nicky: Versuchst du es überhaupt?«

»Natürlich tue ich das!«

Bill war sich da nicht so sicher. Konnte es sein, dass Nicky in der Vergangenheit so oft abgelehnt worden war, dass er jetzt die Probezeiten absichtlich sabotierte? War das ein Versuch, die möglichen Pflegeeltern abzulehnen, bevor sie das mit ihm tun konnten?

Aus einem Impuls heraus sagte Bill: »Ich gebe dir jetzt ein Versprechen, Nicky. Ich Sorge dafür, dass du adoptiert wirst, bevor ich von hier weggehe.«

Der Junge blinzelte überrascht. »Das müssen Sie nicht tun. Ich meinte das nicht so, was ich da –«

»Aber du musst dir dafür auch ein bisschen mehr Mühe geben. Du kannst nicht erwarten, dass Menschen dich mögen, wenn du dich benimmst wie Clifton Webb in den Mr-Belvedere-Filmen.«

Nicky lächelte. »Aber ich mag Mr Belvedere.«

Das wusste Bill. Nicky hatte die Filme mit dem neunmalklugen männlichen Kindermädchen mindestens ein Dutzend Mal gesehen. Jede Woche durchforstete er das Fernsehprogramm in der Hoffnung, sie könnten wiederholt werden.

»Aber das ist nicht das wirkliche Leben. Niemand will mit einem Zehnjährigen zusammenleben, der auf alles eine Antwort hat.«

»Aber ich habe doch fast immer recht!«

»Das ist sogar noch schlimmer. Erwachsene möchten dann und wann auch einmal recht haben, verstehst du das?«

»Na gut, ich werde mir Mühe geben.«

Bill sandte ein lautloses Stoßgebet gen Himmel, dass er das Versprechen, das er Nicky gegeben hatte, nicht bereuen würde. Aber es schien eine gefahrlose Sache. Er würde nirgendwo hingehen. Überall, wo er sich bisher für eine Dozentenstelle beworben hatte, hatte er Absagen erhalten. Es sah so aus, als würde er noch geraume Zeit in St. Francis festsitzen.

Die Gegensprechanlage summte. Schwester Miriams Stimme sagte: »Hier ist ein junges Ehepaar und möchte alte Adoptionsakten einsehen. Pater Anthony ist heute nicht da und ich weiß nicht, was ich tun soll.«

Bill schraubte eilig den Bügel an Nickys Brille fest und scheuchte ihn aus dem Büro.

»Ich bin gleich unten.«

2.

Da wären wir wieder, dachte Jim, als er mit Carol in der Eingangshalle von St. Francis stand. Hier beginnt meine Geschichte.

Auch wenn er sich an diesen Ort aus seiner Kindheit nicht mehr erinnern konnte, bekam er hier immer einen Kloß im Hals. Er verdankte den Priestern und Nonnen hier eine Menge. Sie hatten ihn aufgenommen, als seine wahren Eltern ihn loswerden

wollten, und sie hatten ein Heim für ihn gefunden, wo er geliebt wurde. Er neigte dazu, Altruismus misstrauisch zu sehen, hatte aber immer das Gefühl, dass das Waisenhaus ihm eine Menge gegeben hatte, ohne das er je etwas zurückgeben konnte. Das mussten die Nonnen in der Schule gemeint haben, wenn sie von ihren ›guten Taten‹ sprachen.

Die zugige Eingangshalle war so trostlos wie der Rest des Gebäudes. Sogar ziemlich abschreckend, wenn man genauer hinsah: von außen eine wetterzerfressene Granitfassade und im Innern abblätternde Farbe an den hölzernen Fenster- und Türrahmen. Der Kitt und die Zargen waren so oft gestrichen und überstrichen worden, dass alles, was ursprünglich an Verzierungen in das Holz geschnitzt gewesen war, jetzt zu unregelmäßigen Vorsprüngen und abgerundeten Kanten ausgebeult war.

Ihn fröstelte, nicht nur wegen der Februarkälte, die sich im Stoff seiner Cordjacke festgesetzt hatte, sondern auch angesichts der Erwartung, dass er jetzt endlich in der Zeit zurückgehen, bis hinter den Tag vordringen könnte, an dem er hier ausgesetzt worden war. Bei all seinen vorhergehenden Besuchen in St. Francis hatte sich dieser spezielle Tag im Januar des Jahres 1942 als undurchdringliche Barriere dargestellt, die all seinen Anstürmen getrotzt hatte. Aber heute hatte er einen Schlüssel gefunden. Vielleicht würde der die Tür öffnen.

»Ich fange an, diese Sache ernst zu nehmen«, sagte er zu Carol.

»Was?«

»Diese Hanley-Sache.«

»Ich nicht. Ich kann es einfach nicht glauben.«

»Es wird eine Weile dauern, aber dadurch stehen mir jetzt alle Türen offen. Ich werde endlich herausfinden, wo ich herkomme. Ich kann es fühlen.«

Er sah die Besorgnis in Carols Augen. »Ich hoffe, es ist den Aufwand wert.«

»Vielleicht kann ich mich endlich auf das konzentrieren, was vor mir liegt, wenn ich nicht immer zurückschauen und mir Gedanken darüber machen muss, was gewesen ist.«

Carol lächelte nur und drückte statt einer Antwort seine Hand.

Vielleicht konnte er sich besser auf seine Romane konzentrieren, wenn er die Antworten zu all den *Warums?* fand, die in seinem Kopf herumspukten.

Wie zum Beispiel die Frage, warum zum Teufel er hier ausgesetzt worden war.

Wenn Dr. Roderick Hanley sein biologischer Vater war, ließ sich das damit erklären, dass der alte Knacker wohl gemeint hatte, ein uneheliches Kind würde seinem Ruf schaden.

Bitte! Damit konnte Jim leben.

Aber was war mit seiner Mutter? Warum hatte sie ihn als Baby verstoßen? Er war sicher, sie hatte einen guten Grund gehabt – es musste einfach einen geben. Er würde es ihr nicht zum Vorwurf machen. Er wollte es nur wissen.

War das zu viel verlangt?

Er hatte Fragen über seine Person, die er nie mit Carol besprochen hatte, Fragen über bestimmte dunkle Regionen seiner Psyche, die er beantwortet haben wollte.

Plötzlich zerrte Carol an seinem Ärmel.

»Jim, sieh mal! Guter Gott, sieh, wer da ist!«

3.

Carol traute ihren Augen kaum. Sie hatte bemerkt, wie gut der junge Priester aussah: Der kurze Schnitt des dichten braunen Haars, die klaren blauen Augen, die breiten Schultern und der athletische Körper, den auch die einem Kleid ähnelnde Soutane nicht verdecken konnte. Und dann war ihr aufgefallen, dass sie ihn kannte.

Billy Ryan aus Monroe.

Als sie ihn jetzt hier so sah, versetzte ihr das einen Hitzeschub fast wie damals, als sie ihn das erste Mal in der Highschool gesehen hatte. Damals stand er ganz allein in einer Ecke beim ersten Freitagabendtanz der katholischen Jugendgruppe. Jetzt spürte sie einen Nachhall der Hitzewoge, die sie bei der nächsten Damenwahl – einem langsamen Stück natürlich – durch den Raum zu ihm getragen hatte, um ihn um diesen Tanz zu bitten.